

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von
52 Nummern 2 Thlr. Abonnement
nehmen alle Postämter, Kunst- und
Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Sechsendreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 15.

Donnerstag, am 7. October.

1852.

Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Cri-
minalisten.

Von

Ernst Friese.

Der Förster.

Es war im November. Den Tag über war
stilles, trübes Wetter gewesen, aber gegen Abend
hatte es leise und schwach, dann immer stärker an-
gefangen zu regnen und um acht Uhr regnete es
endlich so kräftig und gleichmäßig, wie es nur
immer zu regnen vermag. Solch' ein November-
regen kann selbst mitten im Stadtgewühl die Herzen
armer Frauen mit ängstlicher Sorge um den Mann
füllen, der kaum ein paar belebte Straßen zu
durchschreiten hat, um in's Quartier zu kommen,
wie viel mehr die Seele einer Frau, die mitten im
Walde, unter dem gespenstischen Säusen der Bäume,
den Mann seit Stunden erwarten muß. Frau
Hellwig, die Gattin des Försters im Boringenwalde
seufzte aus tiefer Brust und schloß das Fenster zum
zwanzigsten Male, als ihr kleiner Sohn ganz be-
trübt fragte: „Mutter, kommt denn der Vater
noch nicht?“

„Immer noch nicht, Georg und es regnet
was vom Himmel will!“ entgegnete sie betrübt.

„Und es ist so finster,“ flüsterte der Knabe
furchtsam nach dem Fenster blickend. „Und die
Bäume rauschen so — ach, Mutter, ich möchte nicht
im Walde sein.“

„Das glaube ich,“ meinte die Mutter mit
schwachem Lächeln, „Du bist auch ein Hase.“ —

„Der Vater fürchtet sich aber nicht — nein,
Mutter?“ die Frau schüttelte mit dem Kopfe —
„Auch vor Wilddieben nicht? Nein, ich weiß es,
Mutter, er sagte gestern zum Wetter Friß: er
nähme es mit vier Wilddieben auf.“ —

„Still,“ gebot die Mutter und horchte.

„Der Vater ist es,“ schrie der Knabe —
„heißa der Vater.“

Die Hunde heulten freudig — die Frau nahm
zitternd vor Freude die Lampe vom Tische, um dem
Mann entgegen zu eilen und der Mann trat
schon in die Stube, bevor sie zwei Schritte gethan
hatte.

Georg umfaßte jauchzend seine Knie — die
Frau nahm seine Hand und preßte sie mit einer
so innigen Herzlichkeit, daß man alle ihre Angst und
liebende Bekümmerniß daraus entnehmen konnte.

„Hast Dich wohl geängstigt, Linchen?“ fragte der Förster leicht. „Ja, das mußt Du gewohnt werden — Wir wohnen hier einsamer, als in Hermsstädt“ —

„D — aber schöner, lieber Hellwig!“ unterbrach die Frau ihn beschwichtigend. „Ich bin sehr gern hier — es ist mir nur heute so gewaltsam beklommen, so beängstigend gewesen.“ — Der Förster lachte.

„Weil es regnet, Kind. Ja es wird schon öfter regnen!“

„Nein,“ flüsterte die Frau ganz leise. Der Förster sah sie schnell an.

„Nein, lieber Hellwig,“ fuhr sie fort, „weil Schmaling heute so dreist war, drei Mal mit der Büchse über der Schulter dicht am Hause vorüber zu gehen.“ — Der Förster ballte die Faust. Sein Gesicht war das vollkommene Bild tiefen innerlichen Grolles.

„Er grüßte mich beim dritten Male und fragte über das Gitter hinweg: was macht denn der Herr Förster? Schläft er? Ich sehe ihn ja nicht.“ — Der Förster stampfte mit dem Fuße.

„Verfluchter Hallunke“ — murmelte er, die Frau fuhr fort.

„Ich erwiderte ihm höflich, denn ich fürchtete mich entsetzlich, weil ich gerade ganz allein war, daß Du nach der Stadt gegangen seiest, um auf dem Viehmarkt zwei Schweine zu erhandeln — Hast Du denn keine?“ unterbrach sie sich selbst plötzlich.

„Nein, sie waren zu theuer,“ antwortete der Förster hastig, „wir werden vom Müller Wegleben welche bekommen. Nun? wie war es weiter?“ setzte er eilig hinzu.

„Schmaling lachte hell auf und antwortete mir: i das paßt ja vortrefflich, der Herr Förster sucht Schweine und ich — ich suche Ha — Ha — Hasen! Da werden wir uns heute schwerlich begegnen — Grüßen Sie den Herrn Förster — er möchte doch morgen ja seine Hasen zählen!“ —

Ein Lächeln seltsamer Art schlug blüthartig über des Försters Gesicht, als er diese höhnischen Worte hörte. — „Weiter“ — murmelte er.

„Mit diesen Worten ging Schmaling fort,“ schloß die Frau ihren Bericht, „allein als er einige Schritte fort war, drehte er sich um und schrie:

sagen Sie dem Herru Förster auch noch, er wäre keinen Schuß Pulver werth! Hellwig, diese Worte haben mich beinah todt geängstigt — sage mir Lieber, was bedeuten sie — ? doch nichts anders, als: er wolle Dich erschießen — ?“

Der Förster lachte hell auf. Es war etwas Befremdliches in diesem Gelächter. Sein Knabe, schon halb im Schlafe, hob den blonden Kopf jäh empor und sah ihn mit großen Augen an — seine Gattin schreckte zusammen, als wär ihr ein Geipenst erschienen.

„Es bedeutet weiter nichts, mein Kind, als daß ich gestern im Dorfe erklärt habe: der Wilddieb Schmaling wäre keinen Schuß Pulver werth — ich würde ihn aufhängen, wenn ich ihn attrappirte! Er hat seinen Meister in mir gefunden! — Nur der Feigheit meines Vorgängers ist es zuzuschreiben, daß sich solche Frechheit ausbilden konnte. Sieb mir zu essen, Linchen! Ich bin überaus hungrig.“ — Der Förster aß — die Frau brachte den Knaben Georg zur Ruhe, sah nach dem Jüngstgeborenen und nahm dann eine specielle Untersuchung der nassen Kleidungsstücke vor.

„Wie naß ist der Rock — armer Mann, es war wohl schlimm draußen! Ach und die Mütze — Mein Gott — das ist ja auch noch eine neue?“

„Leider“ — brummte der Förster. „Hatten sie mir doch die meinige vertauscht im Dorfe“ —

Die Frau sah mit unbehaglicher Neugier zu ihm auf. „Wie denn?“ fragte sie gespannt. Ihr Mann erschien ihr verlegen.

„Ach so geht es, wenn man sich verführen läßt,“ entgegnete er mit halbem Spotte — „ich begegnete dem Müller Wegleben und wir gingen zusammen durch's Dorf. In der Schenke war es voll von Menschen, die zum Viehmarkte wollten. Wir traten ein, tranken einen Seidel Bier und als ich weggehen wollte, da hatte Einer meine Mütze genommen und mir einen schmutzigen Deckel liegen lassen. Was blieb mir weiter übrig, als mir von Freund Meier eine neue Mütze mitzunehmen. Das schmutzige Ding habe ich gleich verschonkt — Pfui es ekelte mir danor.“

„Hatte denn Schneider Meier gerade eine Mütze fertig?“ fragte die Frau noch, dann vergoß sie die große Mützensgeschichte und war froh, daß sie ihren lieben Mann gesund wieder hatte.

Nach dem Regen kommt Sonnenschein, zwar nicht immer gleich, aber doch sicher. Nach diesem Novemberregen aber schien die Sonne am Morgen sogleich wieder und zwar so hell, so warm und so lieblich, wie sie nur immer im November zu scheinen vermag.

Der Knabe Georg, der sich nur Abends vor dem Walde fürchtete, entschlüpfte als bald aus dem Hause, so wie er sah, daß es nicht mehr regnete und die Eltern, dessen gewohnt, suchten nicht nach ihm.

Der Förster sah bleicher aus, als sonst, auch war er stiller, sanfter und zärtlicher. Seine Frau, die ihn sehr lieb hatte, bat ihn, noch heim zu bleiben. Er willfahrte. Sein kleinster Sohn, kaum einjährig, rutschte zu ihm hinan — er nahm ihn auf und sah ihn fest an. Der Kleine lächelte auf Kinderweise dem ernstesten, bärtigen Vatergesichte entgegen. Der Vater küßte es sanft und mild viele, viele Male. Die Mutter war entzückt von diesem Beweis seiner Vaterliebe. Er war karg mit Liebesbeweisen.

Sie kniete neben dem Förster nieder und faßte ihren Kleinen in die Arme. Es war eine liebliche, junge Frau mit heitern unschuldigen Augen. Das Kind sah ihr sehr ähnlich. Dem Förster schien dieß zum ersten Male aufzufallen; er prüfte es lächelnd und sagte: „der Junge ist Dein Ebenbild, Linchen.“ Dabei küßte er ihn nochmals und wollte ihn dann ihren Armen ganz überlassen. Der Knabe schrie und reckte seine Arme hin zum Vater, bis dieser ihn wieder nahm.

„Ja, der Junge ist mein Ebenbild,“ sagte da mit zärtlichem Tone die junge Frau — „er hat auch mein Herz geerbt und liebt Dich!“

Der Förster sah augenscheinlich ergriffen sein Weib und sein Kind an. Er neigte sich — er umfing Beide — seine Augen leuchteten in der höchsten heiligsten Verklärung eines tiefen Gefühls: „bin ich dessen auch werth!“ flüsterte er.

Die Thür wurde aufgerissen — Georg stürzte herein: „Vater! Vater, Schmaling liegt todgeschossen an der Schonung — Sie sagen Alle: Du hättest ihn gestern todgeschossen — Sie kommen hierher! — Sie wollen Dich abholen! — Sie wollen Dich in's Gefängniß bringen!“

„Allmächtiger Gott!“ schrie das arme Weib. Der Förster umschloß sie finster. — „Ruhig, Eine! Ruhig! Sei Ruhig! Womit soll ich denn gestern Schmaling todgeschossen haben —?“ Ich hatte ja kein Gewehr bei mir!“

„Gott sei gedankt dafür,“ schluchzte sie, zwar noch immer zitternd aber doch schon beruhigt. Sie stand aufrecht mit dem Knaben auf dem Arme, als jetzt ein Haufen Menschen, an ihrer Spitze ein Gensd'arm, ins Zimmer drang.

„Im Namen des Königs“ — sprach der Gensd'arm. „Sie müssen mir folgen.“

„Recht gern,“ erwiderte der Förster sehr ruhig. Seine Frau wagte eine Vorstellung — sie meinte: ihr Mann wäre ja gar nicht zu Hause gewesen — wäre zum Markte gegangen — ohne Gewehr —

Der Gensd'arm zuckte die Achseln und sprach von seiner Pflicht, verdächtige Personen verhaften zu müssen.

Nach einer Stunde war im Hause Alles todtenstill bis auf ein fortgesetztes leises Schluchzen, das die arme Försterin nicht unterdrücken konnte, trotzdem ihr Mann vielmals gesagt hatte: „sei ruhig! Ich komme bald wieder! Sprich nur nie von Schmaling und seiner Niederträchtigkeit, damit man nicht daraus Verdacht schöpfe! Erzähle nichts von dem letzten Tage — hörst Du „gar nichts!“

Frau Hellwig befolgte diesen Rath buchstäblich. Sie schwieg beharrlich über Alles. Trotzdem wußte man in der ganzen Umgegend ganz genau Schritte für Schritt, was der Förster an dem Tage gethan und gesagt hatte. Es schien, als läge ein dämonischer Geist auf der Lauer, um Alles zu sammeln, was den Mann verdächtigen konnte, und die Volksstimme sogleich als den Mörder bezeichnet hatte. Eine böse Macht entwickelte mit vollster Gewißheit, daß nur Hellwig und kein Anderer der Mörder Schmalings gewesen sein könne und diese böse Macht war durch einen vagabondirenden Krüppel, den Invaliden Knorr, personificirt. Der elende Mensch, gelähmt durch Krankheit, wurde der bedeutendste Zeuge gegen den Förster. — Er hatte ihn bald hier, bald da gesehen an dem bezeichneten Tage. — Er wollte einen Zank vernommen und auf das Bestimmteste die Stimme Schmalings und des Försters erkannt haben. — Er erklärte: von den Feindseligkeiten zwischen beiden durch Schmaling selbst unterrichtet

zu sein und von diesem gehört zu haben, daß des Försters wegwerfender Spott, namentlich die Erklärung desselben: Schmaling sei keinen Schuß Pulver werth, den Erschossenen in eine stille, tief gehässige Wuth versetzt hätte.

Alles, was nur im Mindesten geeignet schien, über diese dunkle Begebenheit Licht zu verbreiten, wurde von Gerichtswegen versucht. Auch die Försterin wurde verhört, über das Verhalten ihres Mannes bei seiner Zuhausekunft befragt, und von ihr über seine Stimmung Rede und Antwort verlangt. Die Frau sagte Alles, was sie sagen konnte. Sie beantwortete streng der Wahrheit gemäß, alle Fragen. Dabei konnte sie nicht vermeiden, daß sie auch der frechen Haltung Schmalings gegen ihren Mann erwähnte — die gerichtlichen Fragen leiteten sie direkt darauf und somit wurde auch das Gespräch zwischen den beiden Eheleuten, welches wir zu Anfang unsrer Erzählung lassen, bis auf's Komma enthüllt, insofern es Schmalings Herausforderung an den Förster betraf. Weiter fragte man nichts, also weiter erfuhren die Herren des Gerichts auch nichts.

Nachdem man so den Vorschriften der Gesetze genügt hatte, wurde der Förster Hellwig bis zur Zeit der Aufrufen der Haft entlassen und traf am andern Tage vor Weihnacht zur unaussprechlichen Freude seiner Familie wieder ein im Försterhause.

Wie glücklich, wie zufrieden und wie heiter blickte nun die junge Frau. War der geliebte Mann ihr nicht neu geschenkt? daß noch ein Urtheil zu erwarten war, das bekümmerte sie nicht, ihr Mann war unschuldig — sie hätte einen Eid darauf geleistet — das mußte Jeder einsehen, das würden also auch die Geschwornen erkennen. Sie sprach wenig von dem unglücklichen Zufalle, der sie so lange von dem Vater ihrer Kinder getrennt hatte — er mied es auch speciell darauf einzugehen, dadurch schwand das Ereigniß fast aus ihrem Gedächtnisse und nur die Vorladung des Gerichtes zu einem bestimmten Tage im April, erinnerte sie endlich daran, daß noch ein unangenehmer Act in dieser Sache zu überstehen sei.

Der Tag der Beurtheilung erschien. Voll heittrer Zuversicht schritt Frau Hellwig an der Seite ihres still ernstesten Gatten durch den Wald, um den Punkt zu erreichen, wo die Eisenbahn sie aufnehmen

würde. Sie trug ihren kleinen Knaben auf dem Arme, — den wilden Georg hatte sie unter der Aufsicht der Magd zu Hause gelassen — und plauderte mit Unbefangenheit von der Schönheit des Frühlings, von der Wärme der jungen Sonne und von der Lust des Waldlebens.

„Wie würde es aber mit all' dieser Lust aussehen, Linchen, wenn ich nicht wieder käme —?“ fragte plötzlich der Förster.

Die Frau schrak heftig zusammen. Dann lächelte sie. „D mir ist nicht bange! Aber wissen möcht' ich wohl, lieber Hellwig, wer eigentlich der Mörder gewesen ist.“

„Warum möchtest Du das wissen?“

„Nun — damit man ihn der Gerechtigkeit überliefern könnte.“

„Was hättest Du davon für Vortheil? Laß den armen Mörder ruhig leben — Schmaling war ein böser Mensch.“

„Freilich wohl, allein es bleibt trotzdem Sünde, das Leben eines Menschen so abzukürzen — nicht wahr Hellwig?“

Der Förster nickte nachlässig mit dem Kopfe. Dann stand er still und sah mit tiefem Ernste in die unschuldigen, treuen Augen seiner Frau. Es schwebte ein Wort auf seinen Lippen — eine Frage, — aber er vergrub sie in sich, nahm nur auf einen Augenblick sein Weib und sein Kind wieder in den Arm, preßte beide stark an sich und ging dann eilig weiter. — Sie kamen glücklich und zu rechter Zeit in der Stadt an. Die Sitzung begann. Mit Spannung sahen die Geschwornen den Erklärungen der Zeugen entgegen. Die Aussage der Frau machte einen günstigen Eindruck — das Lächeln des Zweifels trat an die Stelle des aufmerksamen Argwohns, womit die Erzählungen des Invaliden Knorr, der Alles wissen wollte, die Gemüther der Zuhörer erfüllt hatten.

Endlich wendete sich die allgemeine Aufmerksamkeit noch auf ein corpus delicti, das auf dem Kampfplatze vorgefunden und augenscheinlich von dem Mörder in der Hitze des Streites verloren war. Es war eine Müze! Müzen spielen fast immer eine Rolle bei größern Verbrechen, so auch hier.

Bei Erwähnung dieser Müze, wovon die För-

sterin noch gar nichts gehört hatte,*) reichte die junge Frau mit unbefangener Neugier den Hals, um sich dieselbe beiläufig anzusehen.

Der Präsident des Gerichtshofes hob unerwartet die Mütze vom Tische, hielt sie der Frau ganz nahe und fragte: ob sie dieselbe kenne, die junge Frau schüttelte lächelnd mit dem Kopfe.

„Sie haben diese Mütze nie gesehen?“ inquirirte der Präsident weiter.

„Nein — niemals!“ entgegnete sie ganz arglos.

„Ihr Mann ist nie im Besitze dieser Mütze gewesen?“ — fragte man eindringlich.

„Ganz gewiß nicht, behauptete sie lächelnd. — Dabei richtete sie unschuldig und offen ihren Blick nach der Bank, wo ihr armer Mann als Angeklagter saß. — Welch' ein Anblick bot sich ihr dar. Mit krampfhaft verschlungenen Armen saß der Arme da. Seine Augen weit geöffnet, starr und glanzlos auf sie hingewandt — seine Mienen verzogen sich in furchtbarer Angst — der Mund halb offen — Wangen und Lippen in bläulich fahler Blässe! Ein leiser Schrei entrang sich ihren Lippen — sie streckte die Hände entsetzt aus und schlug sie dann betend in einander. — Glücklicherweise zog die eben beginnende Verhandlung mit dem Schneidermeister Meier, der als feststehender Mühlenslieferant des Försters die aufgefundene Kopfbedeckung recognosciren sollte, die Aufmerksamkeit der Versammlung dermaßen auf sich, daß diese kleine Scene unbemerkt blieb.

Als Frau Hellwig nach einer Secunde wieder auf ihren Mann hinblickte, da saß er ruhig, lächelnd und sorglos da. Sie begriff nichts. Aber sie fühlte dunkel, daß ein schweres Verhängniß — eine betäubende Furcht und eine überwältigende Angst — auf einige Minuten die Seele des Mannes unterjocht hatte. Ihre Unbefangtheit verschwand und sie beachtete nun ängstlich den Fortgang der Verhandlungen.

(Schluß folgt.)

*) Sie war später von einem Holzbauer im Dörfchen gefunden.

Eine Frau wie fast alle Frauen.

(Fortsetzung.)



Wanda besuchte eines Tages Hedwig und fand sie unter ihrem Lieblingsahorn mit einem Briefe in der Hand und so in Gedanken vertieft, daß sie ihre Freundin nicht gewahrt wurde; ihre Gesichtszüge drückten mehr Erstaunen als Schmerz aus; ein spöttisches Lächeln schwebte zuweilen über ihre Lippen, und sie rief plötzlich: „welch sonderbare Entwicklung! etwas Aehnliches hab' ich noch in keinem Romane gelesen.“ In diesem Augenblicke näherte sich ihr Wanda.

„O! komm, komm her, meine Theure, ich habe Dir wichtige Neuigkeiten mitzutheilen.“

„Von Friedrich?“

„Ja, aber der Brief ist nicht von ihm, sondern von seinem Vetter; denn er selbst würde es nicht gewagt haben, zu schreiben.“

„Erkläre Dich schnell, Du erschreckst mich.“

„Erschrick nicht, denn Du siehst, daß ich lache. Mein Gott, wie schwierig ist es doch, sich selbst kennen zu lernen! Als Friedrich in meiner Nähe weilte, schien es mir, ich würde ohne ihn nicht mehr leben können; mir war Alles verhaßt, woran ich sonst Gefallen gehabt; nur die Vergnügungen, die er mit mir theilte, waren mir angenehm: Musik, Tanz, Poesie, Alles war farblos ohne ihn, und Alles erhielt neue Reize durch ihn. Er reiste ab, ich war anfangs betrübt, es fehlte mir die Melodie, an welche mein Gehör sich gewöhnt hatte; allein nach und nach fand sich meine Heiterkeit wieder ein... Nun, zürne mir nicht, sage nicht, daß ich leichtsinnig bin, weil ich aus Liebe nicht sterbe. Wenn ich von meiner weisen Freundin nicht einen Sermon befürchtete, so würd' ich ihr gestehen, daß ich der süßlich sentimental Phrasen und der eintönigen Wiederholungen einer übertriebenen Leidenschaft überdrüssig bin. Dank meinem Leichtsinne, wie Du es zu nennen beliebst, denn was sollte nun aus mir werden, da ich erfahre, daß Friedrich im Begriff ist, sich zu vermählen?“

„Wie, er heirathet? o! wer hätte bei ihm so viel Falschheit suchen sollen, bei ihm, der so viel Liebe, so viel Ergebenheit zeigte!“

„Ja, er verheirathet sich, und mit einer Schön-

heit, die den Fünfzigen nahe ist; zur Entschädigung bringt sie ihm aber eine Million als Brautschaf mit: da, lies den Brief, welchen sein Vetter an meine Mutter schreibt, und Du wirst sehen, daß ich Dich nicht täusche."

Wanda nahm den Brief und las Folgendes:
„Gnädige Frau!"

„Friedrich hat nicht die Kraft, Ihnen selbst zu schreiben und hat mich beauftragt, Sie mit den Ereignissen bekannt zu machen, die sein Glück zertrümmern. Stolz und glücklich, in Ihre Familie aufgenommen zu werden, glaubte er schon seine Zukunft von der Ihres Fräuleins Tochter unzertrennbar; aber ach! er muß sich dem Willen seines Vaters fügen, er muß sich dem Ehrgeize derjenigen aufopfern, die heilige Rechte auf ihn haben. Friedrich darf keinen Widerstand leisten; die Comtesse von E. . . bietet ihm ihre Hand mit einer Million; mein armer Vetter hat mit zerrissenem Herzen seinem Glück entsagt und fleht um Ihre Verzeihung.

„Genehmigen Sie u. s. w."

„Du siehst, Hedwig," sagte Wanda, „daß ich Recht hatte, als ich Dir rieth, zuvor Friedrichs Charakter zu prüfen, ehe Du ihm Deine Hand zusagtest; schmachttende Blicke, schwülstige Worte sind keine Beweise der Liebe, glücklicher Weise ist Dein Kummer nicht tief, mehr Deine Eigenliebe als Dein Herz verwundet. Indes sollte diese Lehre für Dich nicht verloren sein."

„Was Du sagst, ist wahr, aber es beugt mich nicht, denn ich schäme mich vor mir selbst. Doch komm, wir wollen nach Hause zurückkehren; meine Mutter wird nicht schreiben, und auch ich werd' es, wie Du wohl denken kannst, nicht thun; Vorwürfe verdient er nicht, und Spott wäre meiner unwürdig. Ich werd' ihm nur alle Geschenke und den Ring, den er mir gegeben, zurücksenden."

Als die beiden Freundinnen in den Salon traten, erblickten sie einen jungen Mann, der ein Gedicht mit Begeisterung deklamirte, die Gesellschaft hatte einen Kreis um ihn geschlossen.

„Er ist doch überall," sagte Wanda mit einem Ausflug von übler Laune.

„Wer hat denn das Unglück, Dir so zu mißfallen?"

„Ach! es ist der unausstehliche Ludwig; ich habe einen unbeschreiblichen Widerwillen gegen ihn: dieser Mensch hat etwas Teuflisches an sich, sein Anblick verursacht mir ein schmerzhaftes Vorgefühl, sein Blick macht mich zittern. . . Wenn ich abergläubisch wäre, so würd' ich dies als ein Zeichen des Himmels ansehen; es scheint mir, ich werde durch ihn viel Leid erfahren, und wenn ich ihn ansehe, wenn ich den Ton seiner Stimme höre, fürchte ich ungerecht zu sein; denn sein Blick ist sanft, seine Stimme wohlklingend; und dennoch kann ich diesen Blick nicht ertragen, und seine Stimme macht mich erbeben; denn ich habe die Ueberzeugung, daß dieses verführerische Aeußere eine lasterhafte Seele birgt. Mein Instinkt sagt mir, daß ich ihn fliehen soll als ein gefährliches Wesen; für ihn giebt es nichts Heiliges, er soll mit Allem, was die Menschen ehren und achten, ein Spiel treiben. . . Betrachte dieses Lächeln, es ist teuflisch. . . Wehe dem Mädchen, die ihr Geschick in dieses Menschen Hände liefert!"

„Deine Vorurtheile sind ungerecht, liebe Wanda. Ludwig ist nicht schön, aber seine Gesichtsbildung ist angenehm und sein Benehmen achtungsvoll. Seine Züge beleben sich, wenn er spricht, und er wird fast liebenswürdig, wenn er von einer schönen Handlung erzählt. Er ist gut und fähig, sich aufzuopfern; ohne ihn würd' ich meinen Bruder verloren haben, er hat ihm das Leben gerettet; er hat sein Leben in Gefahr gesetzt und den Schlag aufgefangen, der meinen Bruder treffen sollte. Die Wunde, welche er erhalten, ist so tief, daß er noch jetzt den Arm in der Binde trägt. Meine Augen füllen sich mit Thränen, wenn ich ihn ansehe."

„Deine Dankbarkeit ist zu enthusiastisch. Die Erfahrung gilt Dir nichts, Du geräthst in Entzücken, Deine Einbildungskraft verleitet Dein Herz auf Irrwege, ich sehe Dich nahe daran, Ludwig zu lieben. Ein Schriftsteller, ich weiß nicht mehr welcher, sagt: die Frauen sind in allen Dingen übertrieben; ihre Dankbarkeit ist Liebe, und ihre Gleichgültigkeit Haß. Nimm Dich in Acht, liebe Hedwig, Du bist nie auf rechtem Wege."

„D! fürchte nichts, die Liebe wird mir jetzt stets fern bleiben."

Ungeachtet dieser Versprechungen, war sie von Ludwigs Vorzügen bezaubert; sie hatte den Ge-

schmack an Schmeicheleien noch nicht verloren; zu hören, daß sie schön sei, machte ihr stets Vergnügen. Die Könige und Frauen lieben das Lob. Hedwig glaubte noch einmal, ein ernstliches Gefallen an Ludwig zu finden, und Ludwig, der die ganze Welt verachtete, dessen Kälte Alle abschreckte, wurde zärtlich und warm, wenn er zu Hedwig sprach. Böswillige Menschen üben über Alles, was sich ihnen nähert, eine geheime Gewalt aus, man fürchtet sie und schmeichelt ihnen; was thut man nicht, um einem Epigramm zu entgehen, und diejenigen, die Ludwig machte, waren beißend. Hedwig war das einzige weibliche Wesen, das sein scharfer, zerfleischender Spott verschonte: sie war auch stolz darüber und glaubte die Weihe einer unwiderstehlichen Schönheit empfangen zu haben.

Die häufigen Besuche Ludwigs hielten Wanda von dem Hause der Frau von P . . . fern. Sie beraubte sich des Vergnügens, Hedwig zu sehen, um nicht dem Manne zu begegnen, den sie verabscheute und fürchtete. Hedwig wagte es nicht, den Widerwillen ihrer Freundin zu bekämpfen, war aber innerlich über ihre Ungerechtigkeit entrüstet.

Wanda hatte seit länger als einem Monate Hedwig nicht mehr besucht; da sie aber diese alte Freundschaft nicht brechen wollte, so begab sie sich eines Morgens zu ihr. Des Morgens wird Ludwig nicht dort sein, dachte sie, allein die erste Person, der sie bei ihrem Eintritt begegnete, war Ludwig; er kam, um der Frau von P . . . seine drei jüngern Brüder vorzustellen, die nach Warschau gekommen waren, um dort ihre Erziehung zu vollenden. Man sprach von der Malerei: Ludwig wußte als Mann von Welt und als Künstler von den Künstlern zu sprechen, und Hedwigs Bruder, der immer geneigt war, die Vorzüge Anderer hervorzuheben, sagte: „es ist kein Wunder, daß Ludwig mit so viel Feuer spricht und mit solcher Bestimmtheit beurtheilt, denn er ist selbst Maler, und Niemand trifft besser als er; bittet ihn, daß er Euch ein Miniaturbild zeige, das er immer bei sich trägt, und fraget seine Brüder, ob sie das Portrait erkennen.“

Ludwig weigerte sich anfangs: als aber Hedwig ihre Blicke bittend auf ihn richtete, gab er nach und zog mit bewegter Miene aus seinem Busen das Portrait einer noch jungen Frau, deren

Gesichtsbildung reizend war. Er rief den jüngsten seiner Brüder heran, und zeigte diesem das Portrait. „Das ist Mama,“ rief das Kind . . . Bei diesen Worten füllten sich Ludwigs Augen mit Thränen. Er umarmte seinen Bruder und barg sein Gesicht in den blonden Locken des Kindes.

Als Wanda Ludwigs Bewegung sah, war sie mit ihm beinahe versöhnt. Hedwig war glücklich und sagte, indem sie sich der Freundin näherte, ganz leise: „wer so seine Mutter liebt, wer sich für seinen Freund so aufopfert, der ist würdig, daß man ihn achte und bewundere; Mißtrauen gegen ihn zu hegen, wäre ein Verbrechen.“

Zu dieser Zeit bereitete sich Hedwigs Bruder zu einer langen Reise vor und er bat Ludwig, ihm Hedwigs Portrait vor seinem Abgange zu malen. „Ich will es herzlich gern thun,“ erwiderte Ludwig, „wenn Frau von P . . . es erlaubt.“

Ludwig machte sich eilig ans Werk; allein er war mehr mit seinem Modell als mit der Kopie beschäftigt und betrachtete Hedwig mit trunkenen Blicken. „Wie soll man diese engelgleichen Züge und diese weiblichen Reize wiedergeben?“ sagte er zu ihr. „Ich fühle es, man kann das Portrait eines Mädchens, das gefällt, malen; ein Mädchen aber, das man anbetet, zu malen, ist unmöglich.“ Hedwig war glücklich und doch leidend; sie glaubte zu lieben, aber sie liebte ohne Zuversicht; Ludwigs Augen drückten Spott und Verachtung aus; zwischen seinen Zügen und seinen Worten herrschte eine furchtbare Disharmonie; dennoch siegte die Eigenliebe; von einem Manne, der alle Frauen verächtlich machte, geschmeichelt zu werden, schien ihr der schönste Triumph.

Ludwig besaß keinen Glauben; die Liebe beschrieb er also: zwei von Eigenliebe befangene Wesen, die sich begegnen und einander geschickt zu schmeicheln verstehen. „Die Freundschaft,“ sagte er, „ist eine Empfindung, der die Thoren Alles hingeben und von welcher der Mensch, der das Leben begreift, Alles erhält, ohne Etwas zu geben.“

Wanda, die Ludwig floh, weil sie ihn mit einem Takt beurtheilte, der bei seltenen Naturen die Stelle der Erfahrung vertritt, Wanda hatte wenig Gelegenheit, Hedwig in Ludwigs Gemüthe zu sehen; sie zweifelte an dem Geschmacke ihrer

Freundin, war aber von ihr nicht zur Vertrauten gemacht worden.

Die Frauen vertrauen einander aus Schwäche, sie schütten ihr Herz aus, wenn sie einen Schmerz nicht mehr zu tragen vermögen. Hedwig suchte Wanda auf, als Ludwig verreißt war, als sie, nach der Trauer des Abschiedes, das Bedürfniß fühlte, sich mit ihm zu beschäftigen und von ihm zu sprechen. Wanda hörte die späten vertraulichen Mittheilungen gleichgültig an.

„Du gibst mich Preis,“ rief Hedwig: „Deine Vorurtheile gegen Ludwig machen Dich gefühllos gegen meine Leiden. Hättest Du ihn beim Abschiede gesehen, Du würdest ihm nicht mehr mißtrauen; er weinte, er machte mir die heiligsten Versprechungen. Noch nie hat er so wahrhaft geliebt, sei dessen gewiß, er wird mich nicht verrathen. . . . Sieh den Mond an, der dort eben heraufkommt: er blickt jetzt auch nach ihm; unsere Gedanken suchen sich im Himmel auf; nur eine Sache konnte mich beunruhigen, doch fern bleibe von mir jeder ungerechte Argwohn. Ludwig hat um meine Hand nicht angehalten; er will, unsere Liebe soll ein Geheimniß bleiben, er wird mir nicht schreiben; um aber die Schmerzen der Trennung zu lindern, sind wir übereingekommen, den Mond zu derselben Stunde anzusehen. Ich fühle es, Wanda, er denkt in diesem Augenblicke an mich. Ich glaubte Friedrich zu lieben; aber wie fern war dies Gefühl von dem, was ich für Ludwig empfinde! Wenn er mit andern Mädchen sprach, wurde ich bleich, meine Augen füllten sich mit Thränen; und wenn er mich mit jenem unbeschreiblichen und schwer zu verstehenden Ausdruck anblickte, dann richtete ich mein Haupt stolz in die Höhe, und war glücklich! Ist das nicht Liebe?“

„Ich will Dir aufrichtig sagen,“ entgegnete Wanda, „daß dies alles weiter nichts als Eitelkeit ist; hüte Dich vor dieser Neigung, sie verzehrt das Herz. Du bereitest Dir Sorgen, denn die durch die beleidigte Eitelkeit erzeugten Leiden sind fürchterlicher als Seelenleiden.“

Dieser weisen Bemerkungen ihrer Freundin ungeachtet, beschäftigte sich Hedwig fortwährend mit Ludwig und sah ihn in ihrer eitlen Einbildung jede Prüfung seiner Treue bestehen! Die Arme betrachtete den Himmel und suchte dort die Erin-

nerung an ihren Geliebten; er aber schwur, während dieser verliebten Entzückung zu den Füßen einer andern Kokette neue Eide.

4.

Hedwigs Leben floß in der Sorglosigkeit befriedigter Eitelkeit dahin. Ludwig schrieb ihr nicht, hatte ihr dies aber vorher gesagt, und ihr Glaube an ihn war unerschütterlich; sie konnte nicht glauben, daß er sie vergessen, ihr untreu werden könnte. Ludwig kehrte aber nicht zurück.

Die Zeit des Carnevals war gekommen; Hedwig schloß sich, ungeachtet ihrer Leiden, von der Welt nicht ganz aus. Sie wurde zu einem großen Balle eingeladen, den eine ihrer Freundinnen veranstaltete, und nahm die Einladung an; man muß jedoch zu ihrem Lobe gestehen, daß sie diesmal weniger zu gefallen strebte. Gegen das Ende des Balles verließ sie den Tanz, um in einem abgelegenen kleinen Salon auszuruhen; sie fand dort einige Personen, die mit einander sprachen. Plötzlich drang der Name Ludwig zu ihren Ohren. „Wie kommt es,“ fragte ein junger Mann die Comtesse P. . . . „daß Ludwig nicht hier ist?“ — „Ludwig ist auf dem Lande,“ erwiderte die Comtesse.

„Sie irren sich,“ nahm ein Dritter das Wort, „Ludwig ist nicht auf dem Lande; ich habe ihn heute in der Napoleonsstraße Einkäufe machen sehen.“

„Das ist nicht möglich,“ sprach die Comtesse, „er würde mir einen Besuch abgestattet haben.“

„Wundern Sie sich darüber nicht, Comtesse, verliebte Herzen vergessen die Etiquette und ihre Pflichten gegen die Welt. Liebe wäre übrigens noch gar nichts; aber zum Uebermaaß des Unglücks heirathet er!“

„Wie, Ludwig heirathet?“ rief die Comtesse mit spöttischem Gelächter. „Welches ist die Schönheit, der Engel, das ideale Wesen, das ihn zu fesseln vermochte? Ich hätte nicht geglaubt, daß Warschau dieses Wunder besitze.“

„Dieses Wunder hat eine ländliche Schönheit vollbracht. Ludwig hat mir seine Liebeleien selbst erzählt. Und wissen Sie, warum er die unschuldige Sabine liebt? weil sie einem reizenden Mädchen ähnlich ist, das in ihn verliebt war. Da er

sich aber nicht für verpflichtet hält, alle Mädchen zu lieben, die sich in ihn verlieben, so lachte er wie närrisch, als er mir erzählte, daß er das Porträt des armen Opfers besitze und dasselbe Sabinen mit der Versicherung gezeigt habe, daß dies das Ideal sei, nach welchem er lange gesucht. Nichts gleicht dem Vergnügen, fügte er hinzu, zwei Mädchen auf einmal zu täuschen, eine Kokette und eine Unschuld. Bei einer Kokette ist der Sieg leicht, denn ihre Eitelkeit macht die Hälfte des Weges; bei einer Unschuld dagegen braucht man viel Thränen und Seufzer, um zum Ziele zu kommen. Kurz, Ludwig heirathet, will auf dem Lande leben; allein in Kurzem wird er Sabinens und des Landlebens überdrüssig, und er wird, verführerischer als je, zu uns zurückkehren."

Hedwig verlor kein Wort von diesem Gespräch, hielt ihr Schluchzen zurück und preßte die innere Beklemmung zusammen; allein die Kräfte versagten ihr. In dem Augenblicke, wo sie sich erheben wollte, um den Schändlichen durch die Enthüllung seiner Treulosigkeit zu brandmarken, glaubte sie zu sprechen und stieß einen Schrei der Verzweiflung aus; als man sich nach der Seite nun hinwandte, um zu sehen, woher der Schrei käme, erblickte man das arme Mädchen bewußtlos auf dem Fußboden ausgestreckt. Man hob sie auf, suchte sie zum Bewußtsein zu bringen, und schrieb ihren Zufall der Hitze zu.

Wanda, die von Ludwigs Vermählung gehört hatte, suchte Hedwig auf, um sie nach und nach auf diese Nachricht vorzubereiten; als sie dieselbe aber ohnmächtig fand, errieth sie, zu spät gekommen zu sein und beeilte sich, Hedwig in ihren Wagen bringen zu lassen, und nach Hause zu fahren.

Wanda ging ihrer Freundin nicht mehr von der Seite und ihre Bemühungen riefen diese in's Leben zurück, allein ein Fieber folgte der Ohnmacht. Hedwigs Augen waren starr auf einen Punkt gerichtet, ihre Wangen waren entzündet. In ihrem Delirium nannte sie Ludwig: „sie lügen Alle,“ sprach sie, „Ludwig ist nicht in Warschau, sonst würd' ich ihn gesehen haben... Ihr wollt also, daß ich sterbe? Nein, er hat mich nicht verrathen.“ Wanda suchte sie zu beruhigen, aber Hedwig hörte sie nicht mehr.

Man rief die ersten Aerzte Warschau's herbei, und diese verordneten, um die Entzündung des Gehirns zu mindern, einen Aderlaß. Während drei Monaten schwebte Hedwig zwischen Tod und Leben; ihre Krisis war furchtbar, und wenn ein Moment der Ruhe eintrat, dann wendete sie sich zu Wanda und schien ihr zu sagen: Deine Bemühungen sind nutzlos. Indes trug die Jugend den Sieg über die Krankheit davon; die arme Hedwig erholte sich nach und nach, und als der Mai gekommen war, brachte man sie in den Garten, um sie die frische Luft genießen zu lassen. Wanda hatte ihre Freundin während der ganzen Krankheit nicht verlassen und verließ sie auch nicht, als sie auf dem Wege der Genesung war. Die Natur blüdete auf, die Blumen athmeten Wohlgerüche, aber dieses so liebliche, so tröstliche, für eine ruhige und glückliche Seele berauschende Schauspiel verletzete Hedwig in Trauer, weil sie es als eine Ironie, als einen furchtbaren Kontrast ansah. Man darf nicht glauben, Hedwig habe Ludwig heftig geliebt; gewiß nicht, sie liebte ihn nicht heftig, aber ihre Eitelkeit hatte einen tödtlichen Stoß erhalten. Die Eitelkeit nimmt alle Gestalten an, ihre Qualen gleichen den Schmerzen einer wahren Leidenschaft, allein man muß gestehen, Ludwig vermochte kein anderes Gefühl zu erwecken. Nur ausgewählte, bevorrechtigte Seelen empfinden Liebe. Ludwig konnte, bei seiner Kälte, seinen Egoismus, verführen, denn der Geist ohne Herz ist noch immer verführerisch; eine tiefe wahre Leidenschaft aber konnte er nicht einflößen.

(Fortsetzung folgt.)

Wenceslawa.

1.



Es war der böhmische Ritter Mutina von Kostomlat. Nachdem er sich durch ein schweres Hinderniß, wie es schien, den Weg gebahnt, war er, wie der vor Durst verschmachtende Hirsch zur Quelle mit schnellem Schritte hierher geeilt. Als er aber den Kronprinzen erblickte, als er seine Wöh-

nung und sein Gewand sah, blieb er wie vom Donner gelähmt stehen, schlug die Hände zusammen, und kehrte seine großen Augen himmelwärts. Dieser Anblick zermalmte seine kräftige, durch die Todesseuse nie geschreckte Seele, und über seine männlichen, von mancher Narbe gefurchten Wangen rollten vielleicht die ersten Thränen.

„Mein Kronprinz!“ rief er mit klagender Stimme und mit gefalteten Händen, zu ihm schreitend aus, „mein theurer, gütiger Fürst! Wo finde ich Euch? Euerer Augen goldstrahlende Sonne, welche das ganze Reich in seiner schwachen Nacht, wie des Himmels Azurbläue erhellen würde, muß diese traurige Finsterniß in der unterirdischen Höhle erleuchten. O erlaubt, daß ich mit dieser Thräne Eure Hand bethaue! Eine glühende Thräne, Fürst! ist es, die Euch Euer treues Volk durch dieses mein Auge weint!“

„Sei mir gegrüßt, tapferer Mutina!“ sagte Wenzel, ihm die Hand reichend. „Ich kenne Dich noch, noch weiß ich, was ich von Dir und von Muzilaw Krasnohorsky gehört. Als treue Schatten meines Vaters habt Ihr im ungarischen Kriege die Schwerthiebe, die auf meinen Vater herabregneten, aufgefangen, auf jenem, ach! damals noch siegreichen mährischen Gefilde! — Doch sag' mir, warum Du weinst, Ritter? Bringst Du mir eine traurige Nachricht von meinem Vaterlande, von meinem Volke?“

„Stände hier der harte Fels,“ erwiderte Mutina mit starker, schmerzlicher Stimme, „auf dem der böhmische Olymp, unser Wysehrad, thront, und sähe Euch hier, er würde in Thränen zerfließen. Der Sohn des größten Königs, der einzige Erbe einer so erhabenen Würde — aber es giebt kein so schmutziges Gewand, daß es den Glanz dieser königlichen Sonne verdunkeln könnte! Auch durch diese grobe Wolle leuchtet Euerer Krone Majestät siegreich durch!“

„Sprich, Mutina!“ ermahnte Wenzel, „gib mir Nachricht von unserm böhmischen Wonnethale!“

„Saget lieb er, Kronprinz, vom Jammerthale! Was die Furie des Krieges in ihrer zügellosen Raserei hier und da noch verschonte“

Hier vernahm man schnelle Schritte, und eine Stimme, welche alt und schwach, doch zornig klang.

„Das ist zu viel, Kronprinz!“ klagte Brodin, Wenzels Hüter, der greiße Vater Wenceslawas, der voll Unwillen und Bitterkeit hieher kam.

Auf den Fersen war ihm auch Willibald Reineck, der jetzige Burgvoigt Zittaus nachgeeilt. An diesem Scheusal des männlichen Geschlechtes hatte die Natur in ihrer zornigsten Laune all ihren Leichtsinn und Spott verschwendet. Bucklig und schief trug er den zwei Spannen langen Leib auf zwei siebenmal so langen Stelzen, wodurch er dem Storch glich. Sein Kopf unterschied sich nicht bedeutend von dem Kopfe eines Bockes, nur, daß während der Bock den langen Bart gerade über dem Brustbein trägt, das Kinn Willibalds mit dem scheckigen Barte auf der rechten Schulter lag. Sein Schädel war beinah ganz haarlos, bloß hinter den Ohren hatten sich zwei Haarbüschel erhalten, so zottig und aufgesträubt, daß sie zwei häßlichen, verküppelten Hörnern nicht unähnlich waren.

Aus seinen tiefen, eingefallenen Augen flammte ein Feuer, kalt zwar, aber stechend; bei seinem Lächeln, oder vielmehr Grinsen, war es einem fast so, wie es einem Lamm zu sein pflegt, wenn es von einem Wolfe oder Tiger mit der ihnen angeborenen Grobmut angelächelt wird. Es ist zwar eine alte Sache, daß Menschen, deren Aeußeres die Natur unbarmherzig behandelt hat, eigenwillig, heimtückisch und bössartig zu sein pflegen, um sich gleichsam für das, was die schaffende Hand oder das vernichtende Dhngefähr an ihnen verbrochen hat, zu rächen. Aber auch hierin machte Willibald eine schändliche Ausnahme, da er von Grund aus ein Gespinnst von lauter Verbrechen und Schlechtigkeiten war.

„Was gibt's, Brodin?“ fragte der Kronprinz, „was hat Dich so ereifert?“

„Es sind Gesandte aus Böhmen angekommen,“ entgegnete Brodin mit nicht geringer Bitterkeit, „die Euch eine Botschaft bringen. Es ist die Blüte des böhmischen Adels, und der Weigt weiget sich vor ihnen die Brücken herabzulassen und sie freundschaftlich zu bewillkommen.“

„Bist Du Willibald Reineck?“ fragte Mutina den Burgvoigt mit sichtbar'm Unwillen.

„Ich bin's, Ritter!“ gab Willibald mit der tiefen und arglistigen Verbeugung zur Antwort.

„Du warst gestern so unfreundlich, daß Du mir Deinen Stand und Deine Würde nicht gestehen wolltest. Den ganzen Weg brannte ich vor Begierde, Dir in die Augen und in die Seele

blicken zu können. Aber noch feuriger sehnen sich die böhmischen Stände, Dir für all das Gute, was durch Dich Ihr theurer Fürst genossen, den Pflegethron einhändigen zu können.“

„Ein liebender Pflegevater war und ist des Kronprinzen Oheim, der Markgraf von Brandenburg,“ erwiderte Wilibald, wobei seine Augen Blitze, gleich Irrlichtern, auf Mutina schossen. „Ich habe mich gegen E. Durchlaucht, den böhmischen Kronprinzen, stets so benommen, daß er meiner Demuth und Ergebenheit auch auf dem goldenen Thron seiner ruhmvollen Väter gnädig gedenken kann. — Aber,“ setzte er, wie eine Schlange sich zu Wenzel windend, hinzu, „von einem unübersteiglichen Walle ist meine Schonung begrenzt. Es ist mir streng untersagt, Boten oder Gesandte aus dem böhmischen Königreiche aufzunehmen; denn man fürchtet!“ —

„Daß etwa die Boten,“ vollendete Mutina, „diese Stadt sammt der Burg, die fest im harten Felsen ankert, auf die Schultern nehmen und nach Prag tragen? Sei ohne Sorgen, edler Wilibald! dazu waren des Brandenburgers Hunger und der Brandenburgers Hände nöthig!“

„Teufel!“ fluchte Wilibald über die rechte Schulter auf, und ringelte seinen Blick rückwärts nach Wenceslawa, als ob er etwas Verdächtiges bei ihr suchte.

„Mäßige Dich, Mutter!“ sagte Wenzel zum Ritter von Kostomlat, „Dein Eifer macht den Sinn noch schlimmer.“

„Der Satan!“ zürnte Mutina zwischen den Bännen, „die Eidechsenbrut! Er gleicht dem Eberhard, dem Stellvertreter Otto's auf Eurer Burg zu Prag. Der Eine nagt an unserem Vaterlande, der Andere reißt hier Euch das theuere Hirn mit giftigem Bisse aus!“

„Erhöre diesmal mein heißes Verlangen!“ bat Wenzel, gegen den Burgvogt gewendet, „ich bin auch Sohn. Vieles pflegt eine Mutter am Herzen zu haben, wovon sie gern ihren einzigen Sohn benachrichtigen möchte. Vielleicht, daß die Königin diese Boten —“

„Eure Mutter,“ fuhr ihm Wilibald stechend in die Rede, „die Königin Wittwe hat Euch schon in Bezdez*) verrätherisch verlassen, da sie aus der

*) Burg Bösig.

Muttterliebe eine Larve sich geformt. Sie zog zu Euerem den Bruder, dem Herzog von Troppau, wo sie Zawis Witkovic öfter besucht, und ihr das Wittwenhum, wie auch die Entfernung vom theuren Sohne erleichtert.“

„Das ist nicht recht,“ entgegnete der Kronprinz, tief den Stachel fühlend, „daß Du mich also zu freundlich an meine königliche Mutter, an meinen unechten Bruder und an das verrätherische Geschlecht der Witkowice erinnerst! — Doch sage mir, warum mich mein Oheim, der Markgraf von Brandenburg gerade durch diese drei Jahre so eng und mißtrauisch bewacht? Er ließ mich ja doch sonst ohne Zügel und Banden auf den Gassen Zittau's herumlaufen? Wenn ich oft im Herbst, baarfuß, mit erstarrten Füßen, unter dem niedrigsten Pöbel der Knaben mich tummelte und mich im Spiele mit ihnen balgte: da ritt er oft auf seinem stolzen Roß an mir vorüber, ohne mich nur zu bemerken. Warum bindet und bewacht er mich jetzt so? warum verschließt er mich jetzt so furchtsam in diese feuchten Mauern?“

„Wenn der Markgraf selbst hier wäre,“ erwiderte mit großer Unsicherheit Wilibald, „wenn er nicht grade jetzt am Rheine, bei dem Kurfürsten mit großen Angelegenheiten beschäftigt wäre — wenn er zurückkehrt, mein Fürst! wird er am besten Euch die Fragen beantworten können. Und wenn sich dann die Boten Eures Königreiches melden“ —

„Wenn Ihr es noch nicht wißt,“ hob hier Wenceslawa vortretend an, „so erfahret, daß der Markgraf auf der Burg sich befindet.“

„Der Markgraf ist hier?!“ fragte Wenzel überrascht mit freudiger Hoffnung.

„Nein, Kronprinz!“ entgegnete Wilibald schnell, „das Mädchen lügt.“

„Ich lüge nicht Burgvoigt!“ sagte Wenceslawa scharf und fest. „Doch Ihr sprecht unwahr, oder dürft die Wahrheit nicht reden. Der Markgraf kam um Mitternacht an, und begab sich in aller Stille in seinen Garten.“

„Berstelle Dich nicht, listiger Wilibald!“ nahm Mutina das Wort, „der Markgraf ist schon hier, oder wird heute, oder morgen zurückkehren. Auch wir wurden hiervon aus dem Reiche benachrichtigt und deshalb hat man jetzt Boten hierher gesandt.“

„Verrath und Fallstricke auf allen Seiten!“

rief der Burgvogt zornentflammt aus. „Du undankbare Magd,“ schäumte er gegen Wenceslawa auf, „bist die Urheberin aller gesponnenen Listen und Ränke. Längst schon beobachte ich Dich, längst schon gehe ich Deinen Spuren nach, und suche den Pfad zu Deinen Schluchten! Gib mir den Brief heraus, den Du, als ich eintrat, heimlich vom Tische nahmst! Du stellst Dich an die Spitze der Landesverräter. Ich nehme Dich in Haft als eine Verrätherin der markgräflichen und königlichen Hoheit und werde Alles streng untersuchen. Den Brief gib mir heraus, Wenceslawa! im Namen meines Herrn und Gebieters im Namen des Regenten des böhmischen Königreiches; im Namen Otto's von Brandenburg!“

So sprechend griff er mit frecher Hand nach dem Mädchen, Willens, selbst den Brief unter ihrem Gewande hervorzuholen, in seiner jähen Rohheit vergessend, daß es hier nöthig war, sowohl auf die Gegenwart des Kronprinzen, wie auf des Mädchens Schamgefühl eine schonende Rücksicht zu nehmen. Wenzel erstarrte über seine Frechheit und zum erstenmal vielleicht loderte der Zorn in seinen Adern auf, so daß seine friedenvolle Wange mit Rosenfeuer sich färbte. Ritter Mutina stand dem Anschein nach zwar still da, doch seine Rechte faßte willenlos den Griff, und riß das gewichtige Schwert eine halbe Spanne weit aus der Scheide, während sein feuriger Adlerblick Wilibalds frecher Hand folgte. Wenceslawa's Vater war außer sich. Denn er hörte seiner Tochter Dinge zur Last legen, an die er selbst nie gedacht hatte. In ihm stritt Mitleid mit väterlichem Zorne, und er war unschlüssig, ob er sich ihrer annehmen, oder, wie es Wilibald befohlen, selbst Hand an sie legen, und sie in Haft nehmen sollte. Aber Wenceslawa stieß mit fester Hand den Arm Wilibalds zurück, trat mit kühnem Schritte vor, und entwaffnete mit ihren blitzenden Augen die Dreistigkeit des rohen Voigts.

„Rührt mich nicht an, Wilibald Reineck!“ sprach sie zu ihm, von einem überirdischen Geiste ergriffen. — „Leicht könnten Euch aus dieser Gewaltthat mehr schwarzkörnige Lehren erwachsen, als Ihr für Eure Thaten einzuernten je gehofft habt. Lasset diesen Brief nicht an! Besser war' es, Euch, bei lebendigem Leibe in einen Sarg betten zu

lassen, als diesen ehrwürdigen und theuern Brief durch Euerer ruchlose Hand zu besudeln. Er ist die himmlische, gesegnete Frucht eines zweijährigen Mühens und eine heilige Bürgschaft, welche den Beherrscher von Brandenburg mit dem irdischen Richter ausföhnen soll. Ja, Wilibald Reineck! ich bin die Urheberin jener Dinge, die Ihr Tücken und Fallstricke nennt; ich arbeite daran, — was nicht die Bitten eines ganzen Volks, nicht Berge von kostbaren Metallen bewirken konnten, — dem Kronprinzen Böhmens das Thor dieses unwürdigen Kerkers zu öffnen. Und Ihr werdet es nicht hindern! Mit Euerer ganzen heimtückischen Seele könnt Ihr mir nicht so viel Felsen in den Weg werfen, daß ich sie nicht, wie der Vogel einen Halm, mit meinem geflügelten Fuße überflöge! Es ist nicht Euerer Sklavin, es ist nicht das Mädchen Wenceslawa, es ist nicht die Tochter Brodins, welche in mir lebt und Euch bekämpft, eine höhere Macht ist es! Mit einem glühenden, unüberwindlichen Stachel sporn und führt mich auf diesen Wegen eine starke unsichtbare Hand! Meisterhaft habt Ihr Euer Netz gesponnen, künstlich ist Euer Gewebe; doch mit einem Finger, mit einem Worte vernichtet es das waffenlose Mädchen! Ja! Das wird geschehen, Wilibald Reineck! Das verspreche und schwöre ich so fest und sicher, so gewiß ich mit einem Ohre in das Gemach des gerechten Kaisers, und mit dem andern in alle Kammern des gottlosen Herzogs von Breslau horche!“ —

Dies gesagt entfernte sich Wenceslawa, wie ein siegender Engel, mit schnellem Schritte. Wilibald stand, wie eingewurzelt, da, und glich mehr einer Marmorstatue, als einem Menschen mit lebendigem Blute; nur bei den letzten Worten Wenceslawa's war ein Erdbeben an ihm zu bemerken. Er wollte ihr in wilder Wuth nachhellen; aber seine Sohlen wurden bleiern, und er war nicht im Stande, die ungeheure Last an seinen Storchfüßen zu erheben. Endlich aber, wie wenn ihn der Drak seiner Wuth von der Wurzel ausgebrochen hätte, riß er sich los, und eilte im langen Sprunge hinter Wenceslawa. Aber Wenceslawa war verschwunden, und auf der ganzen Burg, in der ganzen Umgegend nirgends zu finden. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Schifffahrt.

Ich weinte bittere Thränen
Und stand so traurig am Bord,
Der Schiffer Lied erschallte
Als letztes Abschiedswort.

Der Wind, der trieb gar geschwinde
Das Schiff i'ns offene Meer
Und bald sah ich kein Streifchen
Von dem festen Lande mehr.

Mir ward es dunkel vor'n Augen,
Mir war's, als ließ ich mein Glück
Beim Vaterlande und Liebchen,
Für immer und ewig zurück! —

Ich weiß nicht war's Wahrheit oder Traum,
Mir war's als liebtest Du mich,
Du sahst so milde auf mich herab
Und weintest dann bitterlich. —

Ich hat Dich um nur ein einziges Wort,
Doch erzeuglos blieb Dein Mund,
Du zeigtest bloß auf's pochende Herz,
Ich lieb' Dich noch mehr zur Stund'. —

E r i n n e r u n g.

Sie hatt' ein Röschen gebrochen
Und stille auf's Herz mir gelegt,
Ich aber küßte es herzlich
Und habe es heimlich gepflegt.

Nun hat Sie mich herzlos verlassen,
Verstoßen hat sie mich kalt;
Das Röschen ist längst verwelfet.
Auch ich verwelke nun bald. —

Ich hab manch' schöne Stunden
Bei meinem Lieb' zugebracht,
Da hab' ich still es empfunden,
Daß sie nur glücklich macht.

Bin ich dann von ihr gegangen,
Dann wurd' mir's so wehe um's Herz,
Ich habe an ihr gehangen
Wie wollt' ich zergehen vor Schmerz.

B ü c h e r s c h a n.

Erläutert von Ida v. Düringsfeld.

Ida v. Düringsfeld ist eine unserer besten
deutschen Schriftstellerinnen. Ihre Dichtungen

M i n n e l i e d.

O, laß die sammetweiche Hand mich küssen
Und in die sanften, blauen Augen seh'n;
Ich trag Dein schönes Bild schon lang im Herzen
Und muß die Liebe endlich Dir gesteh'n,

Ach früher war das Herz so leer und öde
Eh' ich, Du holde, Dich gesehen hatt',
Es trieb mich fort ohn' Rast, ohn' alle Ruhe,
Ich hatt' es oft, so frei zu leben satt. —

Da fand ich Dich, Du schöne Seele,
Und wohler ward es mir seid dieser Zeit.
Ein jedes Lied, was sich der Brust entrunge,
Ich hab' es Dir, mein Herzens Lieb', geweiht!

„Ich sah die Thränen hangen.“

Ich sah die Thränen hangen
An Deinen ros'gen Wangen,
Die Du um mich geweint;
O, laß den Thränenregen
Wie milden Sommerregen
Auf's trockne Herz mir fall'n!

Ach könnt' ich mit Dir weinen,
Mit Dir, der göttlich Reinen,
Ich würde glücklich sein —
Ich lag an Deinen Herzen
Und fühlte nicht die Schmerzen,
Den ich erliegen muß!

„Du schönes Kind, mit blonden Locken“

Du schönes Kind, mit blonden Locken,
Du hast mir's angethan,
Mein arglos Herz ließ sich verlocken
Von Dir, die solches kann.

Ich kann o Lieb' nicht von Dir lassen,
Auch wenn es wär' mein Tod;
Und könntest Du mich bitter hassen,
Dann gäb's wohl große Noth.

Doch hast Du das allerschönste Herz
So gut, so treu, so lieb;
Und daher sparest den herben Schmerz
Du mir, Du herzig Lieb'. —

L. Harth.

sind stets voll frischer, reiner und belebter Phantasie — ihr Styl ist sehr gut, leicht und grazios — sie weiß das Interesse zu wecken und zu fesseln. — Somit steht also diese Dame auf der Höhe der Bahn, der sie sich, wie einem Berufe, gewidmet hat. Weshalb nun mag diese talentvolle Frau ihre

Individualität fremdländisch entwickeln? — Will sie genial erscheinen? Schade um das deutsche Talent, daß die Feder in fremde Genialität taucht um — zu copiren.

Der ganze Entwurf zu dem Buche Esther zeigt ein Bestreben, dem deutschen Publikum zu imponiren. Erstens durch die Leichtigkeit, womit sich die Verfasserin in fremden Gauen und unter fremden Nationen heimisch macht — und dies glückt ihr — und zweitens durch die Gewandtheit, womit sie eine weibliche Unnatur zu einer idealen Größe erhebt — dies glückt ihr nicht. Ein Charakter, wie Esther, ist zu offenbar bizarr, um die Mühe zu belohnen, die in weichen Nuancirungen der lächerlich tragischen Haltung, dieser Heldin Interesse zu geben versucht und es bleibt ein Zerrbild der Weiblichkeit, trotz der Subordination des Geistes unter das Herz.

Schade um das schöne Talent der Verfasserin, wenn sie fortfahren will, ihre Kraft an solchen Phantastereien zu zersplittern! Schade um die hinreißende Natürlichkeit, womit sie in frühern Werken ihren Charakteren Leben ertheilte! Diese Zersetzung der weiblichen Elemente in Genialität, welche an Bizarrie gränzt, verträgt sich mit den Ansprüchen deutscher Ruhe nicht, da der Deutsche nur zu geneigt ist, das Hochgespannte geschraubt und lächerlich zu finden. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß unsere beliebte Dichterin sich lange auf der gewaltsam erstiegenen Parnasshöhe hält — sie wird die Exaltation fremden Einflusses abwerfen und zu den wunderhübschen, phantasiereichen Bildern zurückkehren, die, von Natur und Leben durchglüht, den Kreis ihrer Leser unwiderstehlich zu fesseln vermöchten.

Ernst Friße.

Kaiser Napoleon und der Pabst Pius VII.

Im ersten Theil der „Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelms III.“ gesammelt und mit eigenen Beobachtungen und selbst gemachten Erfahrungen herausgegeben von F. Eylert u. Magdeburg 1843, hat der verstorbene Bischof Eylert eine Menge Anekdoten veröffentlicht, die oft nur in einer sehr entfernten Beziehung mit dem auf den Titel ange deuteten Gegenstand stehen. Unter diesen Anekdoten befindet sich Seite 432 und 433 folgende Anekdote von dem Kaiser Napoleon Bonaparte.

Sie mag hier und zwar wörtlich, wie sie dort zu lesen ist, angeführt werden, denn der Styl, so wie die darin ausgesprochene Ansicht des evangelischen Bischofs, sind zu charakteristisch.

Er schreibt nämlich:

Die Alles forcirende Gewalt, die nichts von Resignation wissen will und mag und kann, auf der einen Seite, und die ruhigste Ergebung, die sanfteste Gelassenheit, und doch dabei selbstständig und energisch auf der andern Seite, hat sich im grellsten Contraste, vielleicht nie interessanter, pikant-

ter, kürzer und schneidender berührt, und dann abgestoßen, als in der merkwürdigen, historisch richtigen, aber wenig bekannt gewordenen Scene zwischen dem Kaiser Napoleon Bonaparte und dem Pabste Pius VII. Bei dessen Anwesenheit zu Paris 1804 zur Kaiserkrönung, lag dem Kaiser Alles daran, den heiligen Vater für sich und seine Zwecke zu gewinnen, und er ließ kein Mittel der Güte und keines der in Aussicht gestellten Strenge und Gewalt unversucht, um den festen, ruhig in sich abgeschlossenen Kirchenfürsten fügsam und nachgiebig zu machen. Mit dem, was Napoleon eigentlich wollte und bezweckte, rückte er endlich nach vielen amtirenden Umwegen gerade heraus, als er den zu einer geheimen Conferenz eingeladenen Pabst in seinem Audienzzimmer erwartete. Der Kaiser (so hat nachher sein, im angrenzenden Alkoven sich befindender, doch unbemerkter Kammerdiener als naher Augen- und Ohrenzeuge erzählt) ging unruhig auf und ab, voll von dem, was er in sich trug und ausschütten wollte, stechend und bohrend, wie er im Zustande der Aufregung zu thun pflegte, mit einem eisernen Instrumente in Tische und Stühle. Endlich nach manchem vergeblichen Aufsehen, trat der ehrwürdige heilige Vater ernst, ruhig und feierlich herein, und ehrerbietig bot ihm der Kaiser einen prachtvollen Sessel, den er, wie ihm

gebührend, einnahm. In vertraulicher, einschmeichelnder, süßer Rede trug jetzt der eben zum Kaiser gekrönte und gesalbte mächtige Mann dem heiligen Vater seine Wünsche vor, bittend, rathend, den Sitz von Rom nach Paris zu verlegen, wo er dann in einem der kaiserlichen Schlösser seinen heiligen Stuhl errichten möchte. Mit ihm gemeinschaftlich wolle er dann von der Weltstadt Paris aus die heilige allgemeine, apostolische römisch-katholische Kirche des ganzen Erdkreises regieren, seine Einkünfte verdoppeln, eine päpstliche glänzende Leibwache ihm geben, und alle Herrschaft, Macht und Herrlichkeit mit ihm confrater theilen.

Der Pabst Pius VII. hörte diese schwunghafte Rede mit allen ihren Verheißungen ruhig an und antwortete am Schlusse derselben nur mit dem einzigen lakonischen, wiederholten Worte:

„Comödiant!“

„Was!“ rief jähzornig aufspringend, der Kaiser wüthend aus; „ich ein Comödiant! Pfaffe, nun ist es aus mit uns.“ Hestig und schnaubend auf- und abgehend, ergriff er ein auf dem Tische stehendes Kunstwerk in Mosaik, die Peterskirche in Rom vorstellend, und vor den ruhig sitzen gebliebenen Pabst hintretend, warf er es in Stücke zur Erde mit den donnernden Worten: „siehest Du, so werde ich nun Dich, Deinen Stuhl, Deine Kirche und Dein Reich zerschmettern; der Tag des Zorns (dies irae) ist über Dich ausgebrochen.“

Und der heilige Vater sprach in derselben feierlichen Haltung, klar und fest, wie das erste Mal, nun abermals nur das eine Wort:

„Tragödiant!“

und verließ dann ruhig das Zimmer.

Und Pius VII. sah den Untergang Napoleons, seiner Sache und Dynastie, und dieser war unvermögend, die festgeschlossene Kette päpstlicher Hierarchie zu zerbrechen. Und Pius setzte in ruhiger Konsequenz sein Werk fort, und starb hochbetagt in seinen Vatican. — Nur das Eine fehlte Napoleon zu seiner Echaltung und Behauptung, zu seiner innern und äußern Vollendung: die Weisheit, Ruhe und Stärke ächter — Resignation.“

Mit dem Lobe, welches ein evangelischer Bischof dem Pabst Pius VII., hier ertheilt, möchten doch Viele nicht einstimmen, wenn sie dessen Handlungsweise nach dem Sturze Napoleons die Wiederherstellung des aufgehobenen Jesuitenordens, unparteiisch prüfen; vielmehr möchten sie darin eine Bestätigung der Worte Napoleons, dem es gewiß nicht an Menschenkenntniß gefehlt hat, „Kommödiant — Tragödiant!“ finden. Napoleon war lebendig davon überzeugt, daß ein bedeutender Zwiespalt in jedem Staat bleiben würde, wo zwei sich widerstrebende Gewalten in beständigen Conflict gerathen mußten, und das Ansehen des Pabstes immer in seinem durch die Gewalt der Waffen gegründeten Reiche eine gefährliche feindselige Partei bilden würde. Wie bestimmt und energisch er sich darüber geäußert hat, einen solchen status in statu nicht zu dulden, ist bekannt und wenn er nicht seine unerfättliche Erobrungssucht — für ihn gewissermaßen eine Nothwehr, um seine usurpirte Gewalt zu behaupten — nach Rußland getrieben, um ein Opfer der Nemesis zu werden, so hätte er, wenn er den Vorsatz ausgeführt hätte, das römische Gebiet seines päpstlichen Regenten zu nehmen und — wohin schon die Ernennung seines Sohnes als König von Rom hindeutete — den Pabst nach Avignon oder, wie er einmal geäußert, nach Paris als Oberhaupt der katholischen Glaubensgenossen versetzt, mithin ihn nur auf einen aller weltlichen Macht beraubten Bischof reduziert hätte, so würde er sich einen unvergänglichen Ruhm um die unter dem Joche des römischen Stuhls seufzende Menschheit erworben haben.

Daß sich ein Ausspruch: „Tragödiant!“ nur zu sehr unter den Nachfolger Pius VII. bestätigt hat, beweiset das dreiste Auftreten der Jesuiten, selbst wo die Mehrzahl der Unterthanen evangelischen Glaubens ist, wie in England und anderen evangelischen Ländern. Sie suchen überall alle ersinnliche Mittel hervor, ihren Wirkungskreis zu erweitern und festen Fuß zu fassen, und trotz aller ihrer Verschmißtheit provociren sie einen Religionskrieg, um alle die Greuel des dreißigjährigen Krieges zu erneuern. Wehe denen, durch die Uergerniß in die Welt kommt. Sollte sich aber, nach dem unerforschlichen Rathschluß des allmächtigen und allwis-

senden Weltregierers ein zweiter Religionskrieg, wie der dreißigjährige, erneuern, so möge er ein anderes segensreicheres Resultat liefern, als der westphälische

Friede, der so viele Spitzfindigkeiten enthält, daß dessen Verletzung, hinreichende sophistische Rechtfertigungen darbietet.*)

N. R.

Feuilleton.

Waffensammlung des Pariser Artillerie-Museums. Es dürfte kaum eine Sammlung von Rüstungen und Waffen geben, in welcher so viele, und so merkwürdige Gegenstände dieser Art aufbewahrt werden, als jene des Pariser Artillerie-Museums. Dort befindet sich die Rüstung Reinholds (Renaud) von Montalbau, jene Gottfrieds, von Bouillon, des Mädchens von Orleans, Johanna d'Arc, Heinrich III., und Ludwig XIV.; ferner der Helm Ludwig des Heiligen, jener Attilas, Abderhamans und Bajazet II.; das Schwert Karl des Kühnen, Duguesclius, Franz I., Heinrich IV. etc.; der Dolch Ravailles, nebst einer mehr als 4000 Stück betragenden Anzahl von Raritäten dieser Art. Es bleibt übrigens bemerkenswerth, daß wiewohl der Pöbel im Jahre 1830 sich der Waffen eigenmächtig bediente, dennoch einige Wochen darnach sämmtlich wieder sich dort eingefunden haben sollen.

Frau von Stael. Bei einem großen Diner, dem mehrere Personen vom höchsten Range beiwohnten, saß Lalande zwischen Frau von Stael und Madame Recamier. „Wie glücklich bin ich,“ sagte er, „ich sitze da zwischen dem Wize und der Schönheit“ — „Ohne daß Sie selbst etwas davon besitzen,“ entgegnete spöttisch die Frau von Stael.

*) In dem Religionsfrieden von 1555 und im westphälischen Frieden wurde der Grundsatz aufgestellt: *cujus regio, ejus religio*. Hieraus folgt: daß, wenn ein evangelischer Regent zum Papstthum übertritt, oder umgekehrt, die Unterthanen, wider ihre Ueberzeugung und mit Verletzung ihres Gewissens, ihren religiösen Glauben ändern sollen. Glücklicher Weise ist bei solchen Religionswechseln von Regenten dieser heillose Grundsatz nicht in Ausübung gekommen, in dem der Same des furchtbarsten Zwiespalts und des Bürgerkrieges liegt. Was läßt sich von einem Volke erwarten, das so leichtsinnig seinen religiösen Glauben wechselt, wie ein Gewand? Es befundet dadurch, daß es ganz irreligiös, folglich ganz demoralisirt sein muß. Da das deutsche Reich, aufgelöst und

Eine Epistel von Shakespeare. Ein Bilderhändler in London, Namens William Neate war es, der vor etwa fünf und zwanzig Jahren einen eigenhändigen Brief Shakespeares auffand, den dieser an seinen Freund, den Lordmayor, im Jahre 1609 geschrieben hatte. Die Epistel war in Versen abgefaßt und ihr Inhalt ein Glückwunsch an den Freund zur Erlangung der Lordmajors Würde. Die Handschrift hatte sich in einer alten Hauspostille gefunden, die Neate auf einer Auktion in der City unter mehreren anderen Dingen aus dem Nachlasse eines gewissen Hathaway erstand, der der Nachkomme eines Bruders der Mary Hathaway, Shakespeares Weib, gewesen war. Neate kündigte die seltene Handschrift in öffentlichen Blättern zum Verkaufe an, und bald stellte sich auch ein Liebhaber ein, der dafür 100 Pf. Sterl. bezahlte. Der Käufer war kein Anderer, als Sheriban, der, wie sich später zeigte, die Handschrift im Auftrage des Prinzenregenten erworben hatte. Gegenwärtig befindet sich dieselbe im Britischen Museum. Neate aber, der vor kurzem Bankrott machte und vor dem Fallitengerichtshof stand, sprach hier noch mit Behmuth von dem zu wohlfeil verkauften Manuscripte, „das sein Glück hätte machen können.“

ein anderer Verband zwischen den deutschen Staaten besteht, so leidet es wohl keinen Zweifel, daß die im Religions- und westphälischen Frieden aufgestellten empörenden Grundsätze keine Gültigkeit haben können, aber um so wünschenswerther wäre es: wenn sich der hohe Bundestag damit beschäftigen wollte, wie jede christliche Confession in Deutschland ungeschmälerte Freiheit genießen und nicht den Verfolgungen anders Denkender Preis gegeben werde, damit sich nicht die Gruel früherer Zeit die Ermordung und Vertreibung der Hugenotten, der Waldenser etc. erneuern, und selbst ein Monarch wie Heinrich IV., durch die Hand eines fanatischen Bösewichts ermordet werde.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.